

Feuilleton

Den Bock schießen

In Schloß Niederwald treffen sich die deutschen Jagdschriftsteller

Das deutsche Pfarrhaus ist als Brutstätte von Literatur längst enttarnt: Ledergebundene Klassikerausgaben einerseits und maschinengeschriebene Bekenner-schreiben andererseits verströmen im Lauf der Geschichte seinen Geist der Innerlichkeit. Ums deutsche Forsthaus hingegen, in einem finsternen Winkel der Literaturgeschichte versteckt, machen die Philologen einen Bogen. Kapitalhirsche und Mümmelmänner taugen nicht als Stoffe der Weltliteratur, obwohl sie schwerer wiegen als jeder Gedanke. Während heute die Popliteraten, Seelsorgersöhne auch sie, am Computer Moorhühner jagen, bringen die letzten freilebenden Jagdschriftsteller im abnehmenden Büchsenlicht noch ein paar Verse Jägerlatein zu Papier, bevor Renate Künast endgültig das Schreibverbot über ihre Zunft verhängt. Nur ein paar Hirschgeweihe und im Selbstverlag erschienene Bücher werden dereinst von einer Gattung zeugen, die auf die Dinge selbst abzielte wie wohl kaum eine Textsorte neben ihr.

Ist der Verlust des Gegenstands in der Literaturwissenschaft bloß ein Gemeinplatz, so empfindet ihn das poetische Weidwerk als schmerzhaften Tatbestand. Über dem zehnten Treffen der Jagdschriftsteller deutscher Sprache, das nun im Jagdschloß Niederwald bei Rüdesheim stattfand, lag eine Wehmut, wie sie sonst nur Gespensterjäger kennzeichnet. Zwar sagten sich in den umliegenden Wäldern Muffelwild und Schwarzwild gute Nacht, doch die echte Jagd schien in weite Ferne gerückt – und das nicht nur, weil die Saison erst im Mai beginnt. Von ahnungslosen Mondscheinjägern mit Zielfernrohr und Nachtsichtgerät war die Rede, von Exekutionsstätten für Sauen und High-Tech-Jagden in der Mongolei. Sogar die Figur des Wilderers habe in Zeiten des Fernsehens ihren dunklen Glanz verloren. Aber was dürfe man schon erwarten von einer Welt, in der selbst Jagdzeitungsredakteure nicht mehr wissen, daß der Erlegerbruch auf die rechte Hutseite gehört, während die linke dem Trauerbruch vorbehalten ist? Sturm „Lothar“ und die geplante Novelle des Waffengesetzes tun ein übriges – die Kluft zwischen Jagd und Welt scheint sich nicht mehr zu schließen. Dabei war doch einmal alles so einfach: „Wenn Bock, dann schießen.“

Immerhin bleibt den Jägern wenigstens die Erinnerung als das einzige Revier, aus dem sie nicht vertrieben werden können. Während in Amerika ganze Generationen von Aussteigern in die Wälder zogen, um wohlüberlegt zu leben, ließen sich in Deutschland vor allem Weidmänner den Musenkuß vom Elch erteilen. „Wild und Wald – Einklang oder Gegensatz?“ Die Frage beantwortete sich dem von selbst, der ein feines Gehör für Stabreime mitbringt. Abends führte ein adliges Verbandsmitglied, in Ehren ergraut, einen ratternden Superachtfilm vor, gedreht im Berchtesgadener Land – „damals, als das Wild noch in der Brunft stand“. Hirsche röhren, Alpen glühten, und der seinerzeit noch junge Forstamtsleiter sprach mit feierlichem Tremolo aus dem Off: „Hoch droben leuchten die Firne!“ Nicht etwa: Die schneebedeckten

Berge leuchten. „Nebel streicht über den Almen auf!“ Nicht etwa: Es wird neblig auf der Alm. Man wollte dieser zärtlichen Vereinigung von Sprache und Landschaft ewig beiwohnen. Inzwischen hat der Borkenkäfer das Revier vollständig zerfressen – sogar die Plattenfichte, die doch über Jahre hinweg Eisbehang und Schneebehang aushielt.

Es ist ein verlorenes Paradies im Kollektivsingular, das die Jagdschriftsteller – von Haus aus Chemiker, Betriebswirte oder Rechtspfleger – sowohl in ihren Sachvorträgen als auch in ihren schöngeligen Texten beschwören. Nie läuft „ein Fuchs“ durchs Gras, stets ist es „der Fuchs“, der über die Wiese schnürt. Oder das Birchkühen. Die Hohltaube. Der Schwarzkittel. Die Schlupfwespe. Ein Rechtspfleger aus Würzburg verlas seine Erzählung „Der Atem des Waldes“, eine Idylle nach bester Tradition: „Hin und wieder baumte der Habicht auf den weit-ausladenden Ästen der Eiche auf.“ Allradantrieb und Gummistiefel brechen in den verschwiegenen Ort ein, bald begräbt Zement die Erde unter sich – Karl der Käfer wurde natürlich nicht gefragt. Am Ende freilich schlägt die Wildnis zurück, der Löwenzahn zersprengt die Betonplatte. Würde Hermann Löns heute wie Peter Lustig in einem solarbetriebenen Bauwagen wohnen?

Ganz so simpel ist die Einheit von Sinn und Sein dann wohl doch nicht wiederherzustellen. Schließlich liefert die Poesie der Jagd, das blieb auf der Tagung keineswegs unausgesprochen, immer auch Umschreibungen des Totschießens: „Ich möcht' nicht mißverstanden werden, / Auch sprech' ich nicht als Pazifist. / Ich weiß, daß Jagen hier auf Erden / Ein Teil von Gottes Schöpfung ist.“ Und hatte nicht der Schutzpatron aller Jäger, der heilige Hubertus, den Brauch des Einritzens der Stirne zum Schutz gegen die Tollwut begründet – und damit jenes blutige Eindringen der Zeichen ins Fleisch des Lebens vorweggenommen, das der Dichter Rainald Goetz 1983 vor laufender Kamera mit einer Rasierklinge nachvollzog? Ein Philosoph aus Bonn trat an, das grundlegende Jagdparadox – innen erzeugt die Jagd Glück, außen den Tod – unter Rückgriff auf die antike Poetik aufzulösen. Der eigentümliche „Kick“ – bislang ganz im Jugendkulturklärungsjargon beheimatet – verdankte sich einer Katharsis im Akt des Erlegens, einer wenn auch stets nur momenthaften Überwindung des Todes. Und war diese nicht seit je der unmögliche Antrieb allen Schreibens?

Von der schönen deutschen Literatursprache jedenfalls, da gab es unter den Jagdschriftstellern kaum Zweifel, werde dank Video und Comic nicht viel mehr übrigbleiben als jene Tonscherben, welche die assyrische Dichtung der Nachwelt hinterließ. Mehr sinn- und sachverwandte Wörterbücher brächten da allenfalls Linderung. Während drinnen ein Hauch von Verfall durch den Saal wehte, erglühnten an den Flanken des Rheintals jähling die Almen in der Morgen Sonne. Zartblau stand die Kirsche in der Blüte, hoch droben leuchteten die Firne. Und irgendwo röhnte ein Hirsch.

ANDREAS ROSENFELDER



Eine jüdische Sphinx: Barbra Streisand, auf einem Plattencover von 1966

Foto Columbia/Richard Avedon

Admiralin des schönen Scheins

Die Blätter fallen, aber sie wird nie stumm: Barbra Streisand zum sechzigsten Geburtstag

Einmal überwand ihr Gesang alle musikalischen Kategorien. Barbra Streisand sang „Les feuilles mortes“, kein Atmen war zu hören, nur eine schwebende bohrende Stimme, allein. Weit weg Geigen. Wie die Instrumente wechselte auch sie ohne wahrnehmbare Mühe in Sekundenbruchteilen von Piano zu Crescendo. So gläsern klang das, so unirdisch, daß Begriffe wie Chanson oder Oper oder Pop gegenstandslos wurden – nur reine Kunst zählte.

Michel Legrand hatte 1966 der uramerikanischen Musicalsängerin urfranzösische Chansons arrangiert. So fasziniert wie er von ihrem Gesang war der Fotograf Richard Avedon von ihrem Aussehen. Aubrey Beardsleys Jugendstil belehnd, stilisierte er sie auf dem Cover des heute nur noch als CD erhältlichen Columbia-Albums „Je m'appelle Barbra“ zu einer jüdischen Sphinx. Alles, was der Karriere entgegenstand –, die extrem lange scharfe Nase, die üppigen Lippen, der „Silberblick“ – wurde zu weiblicher Magie.

Was spielte es da noch für eine Rolle, daß hinter dem virtuellen Porträt auch die faustdicke Absicht stand, das karrierefördernde Klischee vom häßlichen Entlein zu bedienen, das aus eigener Kraft in der Aufsteigerstadt New York zum schönen Schwan mutiert sei. Kunst und Leben, Dichtung und Wahrheit zu mischen war das Werkzeug, mit dem Barbra Streisand, wie viele große Amerikaner, sich den Weg nach oben bahnte. Ihr Wille zum Erfolg war ein Bulldozer: Als Tochter eines kleinen Lehrers im dreckigsten Brooklyn geboren, als Teenager aus der Enge des jüdisch-orthodoxen Haushalts nach Manhattan durchgebrannt, soll sie keinen Job verweigert haben, nicht einmal den der Toilettenfrau, um Geld für Schauspielunterricht zu verdienen. Jedes Mittel aufzufallen war recht: Sie strich das zweite „a“ aus Barbara und machte damit den konventionellen Namen exotisch, war in jeder Putzkolonne eines jeden Plattenkonzerns, um auf den Fluren so lange und laut zu singen, bis endlich ein Produzent aufhorchte.

Achtzehnjährig durfte sie nun im Nachtclub „Bon Soir“ auftreten. Sie rackerte um jedes Lied, jeden Musiker, jeden Zuhörer. Weil sie so sichtlich keine „Jewish

Princess“ war, wurde sie 1962 die „Miss Marmelstein“ im Broadway-Musical „I Can Get It For You Wholesale“. Wenige Proben – und sie hieß am ganzen Theater „die Nervensäge“, weil zwischen ihr und dem Regisseur Schlächten um die winzige Rolle einer älteren Sekretärin und deren einzigen Song tobten. Gegen alle Anweisungen blieb sie bei der Premiere während ihres Lieds auf dem Bürostuhl sitzen und wurde, wie von ihr beabsichtigt, eine Sensation.

Alben, Auftritte in allen berühmten Nachtclubs Amerikas, erklärte Lieblings-sängerin von John F. Kennedy: Als Barbra Streisand 1964 am Broadway die Hauptrolle im Musical „Funny Girl“ spielte, einem Rührstück um eine Showdiva, war der Triumph unvermeidlich. Sie krönte ihn mit der Hollywood-Verfilmung, für die sie 1968 den Oscar erhielt. Fortan eine – von ihr selbst beinah präparierte – ununterbrochene Siegesstrecke. Nur ein Waterloo mußte die Admiralin des schönen Scheins hinnehmen. Für „Yentl“, den Film nach einer Novelle Isaac B. Singers, in dem ein jüdisches Mädchen sich 1904 als Mann verkleidet und so über jüdische Orthodoxie und globale Frauenfeindlichkeit siegt, verfehlte sie 1983, alle vier Kategorien anstrebt, den Oscar als Drehbuchautorin, Regisseurin, Produzentin und Hauptdarstellerin.

Die amerikanische Frauenbewegung, der sie wegen ihres unzählbaren Eigensinns eine Galionsfigur geworden war, nahm ihr den Märchentön über. Hollywood fand zu wenig Märchen in dem Film, der Literaturpurismus zu wenig Singer und die Kritik zu wenig Zeitgemäßes. Dabei bestand das Faszinosum der Streisand immer im Unzeitgemäßes: Als sie 1962 in exaltierten Roben und mit zentimeterlangen Fingernägeln vor Ölmillionären die Diva sang, preschten die Beatles und die Stones nach vorn. Während sie mit „Happy Days Are Here Again“ triumphierte, dem uralten Steh-auf-Song des Südens, hoben Soul, Rock und Folk Amerikas Showbusiness aus den Angeln. Sie aber rauschte 1969, mit siebenundzwanzig, als selbstverständlich reizvoll abgetakelte, selber durch „Hello Dolly“, dessen Titelmelodie klang, als würden die Raddampfer noch durch das Mississippidelta pflügen.

„Second Hand Rose“, ihr Hit von 1964, ist die Metapher für das, was sie Amerika wurde: eine Sirene am Tor jenes Eden, als das den Jungen das Amerika der Pilgrim Fathers, den Älteren das des New Deal galt. Wenn Barbra Streisand sang oder spielte, lockte sie jeden an und gab ihm sein Zeitloses; „The Way We Were“, uralt, aber von ihr gesungen, als sei es gerade für sie komponiert, rührte Hippies und Farmer, Banker und Handelsreisende samt allen Miss Marmelsteins zu Tränen.

Alles, was Barbra Streisand aus zweiter Hand empfing – die Lieder, die Rollen, die Karriere, die ebensogut eine Traumrolle hätte sein können –, wurde durch sie noch einmal neu. Keine Gebrauchtwarenhändlerin verbläbter Träume, sondern letzte der Göttinnen des Films und der Show, dieser eigentlichen Freiheitsstatuen Amerikas. So war sie das Beste aus Gloria Swanson, Bette Davis und Judy Garland, was gleich ihnen überlebensgroß, noch wenn sie, wie 1987 in „Nuts“, eine gedemütigte Nutte spielte oder 1991 in „Herr der Gezeiten“ eine Stille. Daß sie müheles zwischen den Zeiten springt, bewies das Jahr 1972, als sie, streitlustig und politisch wie immer, ein Konzert zugunsten des Präsidentschaftskandidaten George McGovern gab: Nach altherwährten Poparien und verbalen Attacken gegen Richard Nixon überwältigte sie Tausende mit einem Soul-Medley, keuchend, furios und schamlos, als habe sie nie etwas anderes getan.

„Evergreen“ heißt das Lied, mit dem sie 1988 einen Musik-Oscar errang. Bestand haben aber wird „People“, die Ballade über die Trostlosigkeit des Erwachsenseins und dessen nur in Liebesmomenten überwindbare Angst zuzugeben, daß man einander braucht. Sie sang es am Ende jedes Konzerts. Dann brachten die Scheinwerfer des Hollywood-Kitsches die Wahrheit zum Leuchten – den Abendstern einer zur Neige gehenden Epoche nicht nur des Showgeschäfts. „Timeless“, wie auch anders, hieß im September 2001 ihre New Yorker Abschiedsgala. Aber eine, die mit vierundzwanzig Jahren das Lied von den fallenden Herbstblättern so sang, als habe sie ihr Leben hinter sich, wird mit sechzig Jahren nicht stumm. DIETER BARTETZKO

Langer Weg

NS-Dokumentationszentrum in München

München strebt die Einrichtung eines NS-Dokumentationszentrums an. In der einstigen „Hauptstadt der Bewegung“, der „Hauptstadt der deutschen Kunst“, die mit rund fünfzig Verwaltungs- und Repräsentationsbauten die zweite Machtzentrale des NS-Staates war, in der Feldherrnhalle und Königsplatz wesentliche Kultorte für die bombastischen Selbstinszenierungen des Regimes darstellten, findet man nur spärliche Hinweise auf diese Vergangenheit. Zwar gibt es viele Erinnerungsorte, die den Opfern des Nationalsozialismus und dem Widerstand gewidmet sind. Doch die Orte, an denen die Täter agierten, sind weder abschließend erforscht noch im allgemeinen Gedächtnis verankert. Das soll nun anders werden. Im Oktober 2001 faßte der Münchner Gemeinderat einen entsprechenden Beschluß. Es folgten im Januar dieses Jahres die Fraktionen der CSU, SPD und der Grünen im Bayerischen Landtag. Sie forderten die Staatsregierung auf, ein wissenschaftliches Konzept für ein derartiges Zentrum in die Wege zu leiten, an dem sich Stadt, Land

und Bund beteiligen sollten. Erste Überlegungen stellte die Landeszentrale für politische Bildung vor. In ihrem Bericht heißt es, das geplante Zentrum müsse vor allem die singuläre Rolle Münchens in der Nazizeit herausstellen, etwa die „Ikonisierung“ des Königsplatzes und die von den Nationalsozialisten betriebene „Pseudoästhetisierung“. Damit würde es sich von den Einrichtungen auf dem Obersalzberg, in Nürnberg und Berlin unterscheiden.

Bei einer Gesprächsrunde, an der unter anderem der Münchner Zeithistoriker Hans Günther Hockers, Altbürgermeister Hans-Jochen Vogel und Alexander Nachama als Vertreter der „Topographie des Terrors“ in Berlin teilnahmen, wurde das Thema jetzt erstmals öffentlich diskutiert. Dabei zeigte sich, daß man noch ganz am Anfang steht. Es gibt keinen Ort, kein Konzept, keine Kommission, die es auf die Beine stellt, nur die Vorstellung, alles müsse rasch geschehen. Wenn man bedenkt, daß die Konzipierung und Verwirklichung der Dauerausstellung über die Münchner Nazizeit im Stadtmuseum vom Stadtratsbeschuß 1996 bis zur Eröffnung im Herbst sechs Jahre brauchte, sieht man, mit welchen Zeiträumen hier zu rechnen ist. ack.

Räuber-Partnerschaft

Die Schillertage von Weimar in Mannheim

Bei den Schillertagen 2003 springt das Mannheimer Nationaltheater für die klammern Kollegen in Weimar in die Bresche. Unter dem Motto „Räubern für Schiller“ wollen die Mannheimer Spenden sammeln und Sponsoren für das Theaterfestival finden. Eigentlich hätte im kommenden Jahr das Deutsche Nationaltheater Weimar die Schillertage veranstalten sollen, die alle zwei Jahre abwechselnd in Mannheim und Weimar stattfinden. Dazu fehlen jedoch den Weimarerern die Mittel, wie der dortige Generalintendant Stephan Märki nun in Mannheim bekannte: „Wir wollen die Schillertage nicht sterben lassen, alle vier Jahre wäre zu wenig“, sagte der Mannheimer Generalintendant Ulrich Schwab. Deshalb habe man sich entschlossen, das „große und wichtige Fest“ außer der Reihe in Mannheim über die Bühne gehen zu lassen. Im vergangenen Jahr hatte das 184 000 Euro gekostet. Dieser Betrag soll aus dem regulären Etat des Hauses abgezweigt werden. Man hofft, einen Betrag in gleicher Höhe von Stadt und Land zu erhalten. dpa

Schpagettis

Die Gefahr ist riesengroß. Panik ist ausgebrochen. In Gefahr ist das deutsche Brot, zwar nicht ganz so deutsch wie die deutschen Eichen, der deutsche Fußball und das deutsche Wesen, an dem die Welt nicht mehr genesen will, doch die Tragödie ist groß genug. Deutschland ist dabei, einen schleichenden Kulturkampf zu verlieren. Man erinnere sich an bedenkliche Symptome: daß Pasternaks „Doktor Schiwago“ zuerst auf italienisch erschien, daß Italien vermittels Mafia und Mode sogar den Big Apple dominiert, daß sogar in der genuin deutschen Kultur Italien seine Krakenarme ausstreckt, so daß beispielsweise das Frankfurter Literaturhaus von einer Italienerin geleitet werden muß. Ja, haben wir denn keine aufrechten deutschen Schriftsteller, Schriftleiter und Schriftführer, die dazu fähig wären? In einem vorläufig noch streng geheimgehaltenen Geheimbericht der französischen Geheimdienste wird der Wahlerfolg Le Pens analysiert und einer fünften Kolonne aus Italien zugeschrieben, der sogenannten „Banda dei Marsigliesi“. Und jetzt das! Der Angriff erfolgt an den zwei empfindlichsten Stellen, die der Deutsche hat, nämlich am Bauch und an der Brieftasche. Der Spaghetti-König Barilla, der Napoleon der Pasta, der süßen und der salzigen, hat mit seinem feindlichen Übernahmeangebot an die Kleinaktionäre der deutschen Kamps AG seine Eroberungsstrategie auf die Spitze getrieben. Der ferne Vorfahr Pietro Barilla hatte 1891 seinen Backofenbetrieb in Parma vergrößern wollen und war damit 1894 bankrott gegangen. Doch unter dem Namen seiner Frau fing er hartnäckig von vorn an, produzierte 1903 bereits vierhundert Kilogramm Nudeln am Tag, 1905 schon 2500 Kilogramm. Was lernen wir aus Niederlagen? Daß man wieder aufstehen muß. In den siebziger Jahren mußte Barilla alles an die amerikanische Gruppe Grace verkaufen, doch 1979 kaufte er sich selbst wieder zurück. 1993 waren es schon drei- bis europäische Gesellschaften, die unter Barillas Flagge Nudeln, Brot und Süßigkeiten erzeugten. Heute hat die Barilla-Gruppe bei achttausend Beschäftigten 2,4 Milliarden Euro Umsatz; der Gegner, der verschluckt werden soll, macht mit achtzehntausend Beschäftigten 1,7 Milliarden Umsatz. Der Sieg ist wichtiger als das Etikett: Italienische Spaghetti-, Tortellini- und Raviolihersteller lassen es sich heimtückisch gefallen, daß der Deutsche den Spaghetto (das Schnürchen, Mehrzahl: Spaghetti) einen Schpagetti nennt (Mehrzahl: die Schpagettis). Hauptsache, die italienische Küche siegt. Übrigens: Wir ziehen in Deutschland das Brot kleiner Bäckereien vor, und in Italien, nach der Lektüre der Verbraucherzeitschrift „L'altro consumo“, andere Spaghetti-Marken, zum Beispiel Voiello aus Neapel. Aber Voiello gehört schon längst zu Barilla. Und wie war das mit Napoleon? Vielleicht hätte die Universität Bologna dem weltmächtigsten Pasta-König den Ehrendoktorhut nicht in Wirtschaftswissenschaften, sondern in politischer Wissenschaft verleihen sollen. dp

Irrläufer mit Spitze

Dresden bekommt Textilien zurück

Ein Priestergewand, das sich im Bestand des Deutschen Historischen Museums in Berlin fand und der Dresdner Hofkirche zugeordnet werden konnte, führte auf die Spur weiterer Textilobjekte, die seit 1945 in der Elbestadt als verschollen galten. 115 Stücke, darunter Weibstickerien, kostbare Spitzen und kirchliche Gewänder, werden nun in dieser Woche dem Dresdner Kunstgewerbemuseum zurückgegeben. Sie waren in den fünfziger Jahren mit anderen, nach dem Krieg in die Sowjetunion verbrachten Kunstgütern in die DDR zurückgeführt. An der Rückführung der Kunstschätze war damals auch das Museum für Deutsche Geschichte in Ost-Berlin beteiligt gewesen, das die Objekte in die eigene Sammlung einarbeitete.

Einige der Irrläufer, die zu DDR-Zeiten unentdeckt blieben, stellen die Dresdner Kunstsammlungen den Berlinern fortan als Leihgaben zur Verfügung. Sie sollen ab 2004 im renovierten Zeughaus zu sehen sein. Auch nach der zufälligen Wiederfindung der verloren geglaubten hundert Stücke bleibt die Verlustliste des Dresdner Kunstgewerbemuseums lang. Zehntausend im Krieg ausgelagerte Objekte wurden 1945 vermißt, zehntausend kehrten zehn Jahre später aus der Sowjetunion zurück. sst

Frankfurter Allgemeine

Feuilleton heute

Jahrhundertkauf – Die Sammlung König Charles I. im Prado Seite 45

Opern-Tatort – Rossinis „Barbier“ an der Komischen Oper Seite 46

Cool Jazz – Ein Film über den Fotografen William Claxton Seite 47

Sehen, Hören – Premieren, Ausstellungen, Tagungen im Mai Seiten 48/49

Wilder Osten – Journalisten-Morde in der Ukraine Seite 50

Leuchtender Goldfisch – Lampenausstellung in Frankfurt Seite 51

Flaneur-Freuden – Kleiner preußischer Marsch durch Berlin Seite 54



Als stilistisches Chamäleon offenbart sich jetzt der Maler Jiří Georg Dokoupil in der hannoverschen Kestner-Gesellschaft: Jonglierend zwischen Comicfigur, Hard-edge-Konstrukt, Farbphotografie und informellen Tableaus, füllt der 1954 in der Tschechoslowakei geborene Liebhaber der grellen Effekte die Räume auf zwei Geschossen. Der einst zur Gruppe der rüden „Mülheimer Freiheit“ gehörende Künstler entwickelt auf seinem narrativen Experimentierfeld ein buntes Angebot von Materialien und Techniken – Frotteestoff, Seifenblasen oder der Abdruck von Reifenrillen à la Rauschenberg. All das regt ihn zu skurrilen Konterfeis und buntgemischten Tapissereien an.

Im qualitativ höchst unterschiedlichen Bilderkonvolut der letzten zwei Jahrzehnte – Titel der Ausstellung ist „Blick ins 21. Jahrhundert“ – überzeugen vor allem die mit Ruß erzeugten Grisailen: Sie erinnern vom Herstellungsverfahren an die Schmauch- und Sengspuren der „Fumagen“ des österreichischen, in Mexiko gestorbenen Surrealisten Wolfgang Paalen. Doch Dokoupil, der Ateliers in Berlin, Prag und Madrid bezogen hat, führt sein weitest produktiver Aktionsradius bisher lediglich nach Santa Cruz auf Teneriffa. Wir zeigen hier sein „Blaues Selbstporträt“ von 1996. – Bis 20. Mai in der Kestner-Gesellschaft Hannover. Der Katalog kostet 20 Euro. (P.W.) Foto Museum